

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserte lösen die gespaltene Petitzeile über deren Raum 25 Pfg., bei Nachdruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2791.

Tageskalender.

Im Dresdner Stadtverordnetenkollegium kam es bei Beratung über eine Katsvorlage zur Beschaffung von Kleinwohnungen zu stürmischen Szenen.

Der Reichstag bewilligte gestern in zweiter Lesung die neue Seeresvorlage.

Die Budgetkommission des Reichstags billigte gegen die sozialdemokratischen, freisinnigen und politischen Stimmen den Verkauf des Tempelhofer Feldes durch den Kriegsminister.

Eine Vertrauensmännerversammlung der Staatsbeamten in Trier beschloß, von heute, Freitag, an die normale Arbeit wieder aufzunehmen und die Intervention der Handelskammer und des Bürgermeisters anzunehmen.

Die zwischenstaatliche Handelskommission in Nordamerika lehnte die von den Eisenbahngesellschaften beantragte Frachterhöhung ab.

Der russisch-chinesische Konflikt und die europäische Lage.

Leipzig, 24. Februar.

Würde die Geschichte bewußt die Rolle eines Schulmeisters übernehmen, sie könnte nicht eindringlicher den Charakter der modernen auswärtigen Politik demonstrieren, als sie es in den letzten vier Monaten tat. Es gibt keine europäische Politik mehr, die nicht Weltpolitik wäre. In Potsdam wurde das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland festgelegt und die Folgen zeigen sich nicht nur in Paris und London, nicht nur in Amsterdam und Wien, sondern auch am Euphrat und Tigris, in den Ebenen Trans und — wie die letzten Vorfälle zeigen — in den Gebieten der Mongolei, wo sie im Nordwesten an das russische Nebenflußgebiet grenzt. Wenn auch der chinesisch-russische Konflikt durch die Entwicklung Chinas in den letzten Jahren vorbereitet wurde, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die deutsche Diplomatie keinen direkten Einfluß auf die Haltung Rußlands im Konflikt mit China ausübt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ohne die Potsdamer Abmachungen, die Rußland im Westen den Rücken sicherten, die letzten Vorfälle in Ostasien unmöglich wären.

Der chinesisch-russische Konflikt ist trotz seines gegenwärtigen Scheines ein Ausdruck des Zurückweichens

Rußlands in Ostasien. Korea ist an Japan gefallen, die Südmandschurei wird Schritt für Schritt von den Japanern ökonomisch erobert. Der japanisch-russische Vertrag vom vorigen Jahre bedeutet die Anerkennung dieses Prozesses durch Rußland. In der Mongolei rückt China vor. Seit drei Jahren berichten europäische Reisende von den Schwärmen chinesischer Bauern, die die Mongolei aufsuchen, um sie in emsiger Arbeit zu kolonisieren und so eine Unterlage für die chinesische Macht zu schaffen. Modern organisierte Truppen repräsentieren die Kraft des Reiches der Mitte in den Steppen der Mongolei, die bis jetzt in all ihren wandelbaren Geschicken niemals von einer starken zentralisierten Macht geleitet wurde.

Und Rußland? Nachdem es im Jahre 1871 den nordwestlichen Teil der Mongolei in Händen hatte und es später, durch den Krieg mit der Türkei geschwächt, an China zurückertrotzen mußte, hatte es sich jedoch im Kuldschavvertrag vom Jahre 1881 große wirtschaftliche Vorrechte in der Mongolei gesichert. Und das Resultat? Während der russische Warenverkehr mit der Mongolei schon im Jahre 1880 zirka eine halbe Millionen Mark betrug, hat er heute erst die Höhe von zwei Millionen erreicht und es sind alles zusammen 60 russische Firmen, die in der Mongolei Handel treiben.

Aber was hilft das alles gegen das unübersteigliche Vordringen der chinesischen Anstößer und Händler, fragt A. Plaguet auf Grund guter Kenntnis des Landes in seinen interessanten „Statistischen Reiseberichten“. Kein noch so entlegener Winkel ist vor ihnen sicher; die russischen Händler kommen gegen sie nicht auf. Während der Periode ihrer Ausdehnung im fernen Osten, die sich so geräuschlos in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog, haben die Russen die Gelegenheit ein für allemal veräußert, sich wie für den militärischen, so auch für den wirtschaftlichen Kampf, der einmal um jene Gebiete entbrennen mußte, mit der nötigen Gründlichkeit zu rüsten.

In dieser Perspektive gesehen, ist das jetzige Vorgehen Rußlands gegen China ein Produkt des Schmachgefühlis. Die russische Regierung weiß, daß bei der normalen Entwicklung der ostasiatischen Verhältnisse sie auf ihre im Kuldschavvertrag errungenen Mongoleiprivilegien verzichten müßte. Im August dieses Jahres würde China die Revision des Vertrages zu seinen Gunsten durchzuführen versuchen. Dem gilt es zuvorzukommen und die durch die Pest geschaffenen Schwierigkeiten der chinesischen Regierung auszunützen. Die russische Drohnote, die eine Anzahl wirtschaftlicher Vorrechte in der Mongolei fordert, soll die allmähliche Stärkung der chinesischen Position in der Mongolei aufhalten. Wie die Antwort Chinas zeigt, ist die chinesische Regierung geneigt, dem Konflikt durch Nachgeben aus dem Wege zu gehen. Sie rechnet dabei nicht nur mit der Notwendigkeit, die Kräfte zum Kampfe gegen die Pest zu sammeln — denn diese

kann den revolutionären Kampf gegen die Mandschudynastie durch die Aufrüttelung des Volkes beschleunigen —, sondern auch damit, daß die Ausbildung der chinesischen Militärkräfte sich erst in den Anfängen befindet.

Die Nachgiebigkeit Chinas hat Anlaß zu verschiedenen Nachrichten von der bevorstehenden Aufstellung des Reiches gegeben. Russische Truppen sollten sich schon in Tibet eingefunden haben — obwohl Tibet 700 Kilometer von der Grenze Rußlands entfernt liegt —, englische Truppen sollten von Indien eingedrungen sein und Jünnan soll sich schon in französischen Händen befinden. Aber bezeichnenderweise fanden diese Nachrichten nicht viel Glauben in der großen Presse. Und dies hat sehr gute Gründe. Erstens stürzen sich die Großmächte während der steigenden Konjunktur sehr ungern in kriegerische Abenteuer. Daß es sich aber um ein sehr ernstes Abenteuer handeln würde, ist klar. Ein 400-Millionenvolk, das aus dem Schlafe erwacht, einen starken Gärungsprozeß durchmacht und mit eiligen Schritten zur politischen Mündigkeit schreitet, läßt sich nicht wie eine Pastete aufteilen. Dazu kommen noch andre Bedenken. Die Einnahme der Mongolei durch Rußland, und Tibets durch England müßte England und Rußland so nahe zusammenführen, wie es die traditionelle englische Politik niemals zulassen würde. Die Tatsache, daß die Bewirdung Englands in chinesische Hände die Position Deutschlands in der Türkei stärken würde — und der jetzt nahende Abschluß des Kampfes um die Bagdadbahn macht eine starke Position in der Türkei zu einer der wichtigsten Fragen der englischen auswärtigen Politik —, schließt die Möglichkeit einer vorläufigen Politik Englands in China aus. So reduziert sich also die Bedeutung der Vorgänge zu einem chinesisch-russischen Konflikt.

Wir haben schon seine Triebkräfte und seinen Charakter kurz geschildert. Aus der Haltung der ganzen bürgerlichen russischen Presse ergibt sich, wie sehr die dramatisierenden Formen der russischen Diplomatie der konterrevolutionären Spießhahnen willkommen sind. Genau so, wie in Deutschland der schwarz-blaue Block die Triumphe Kiderlen-Wächters nötig hat, um angefaßt der nahenden Wahlen die allgemeine bürgerliche Mißere verhillen zu können, so ist auch dem ganzen konterrevolutionären Lager in Rußland von den Schwarzen Hunderten Wäterschens bis zu den Börsenwölfen aus der Oktoberistenpartei nach den vielen äußeren Niederlagen, nach der Fruchtlosigkeit der inneren Politik etwas Siegesdusel so nötig, wie das liebe Brot. Sie schlagen die Kriegstrommel und raffen mit den Säbeln, um mit dem billigen Sieg die prekäre Situation bei den Dumawahlen, die im Jahre 1912 stattfinden sollen, zu verbessern. Daß sie durch diese Bankrotteuropolitik eine große Gefahr heraufbeschwören — handelt es sich doch um das Verhältnis zum größten Reich Asiens, das mit jedem Jahr

Montag sechs Versammlungen gegen die Biersteuer!

Seuilleton.

Das stille Nest.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greina.

46] Nachdruck verboten.

Der junge Geistliche ergriff erschüttert ihre Hand. So saßen sie eine Weile stumm nebeneinander und blickten auf ihr schlummerndes Kind.

„Hättest du mir damals im Anger da die Wahrheit gesagt!“ warf er ihr vor. Es war etwas über ihn gekommen wie Neue über den eingeschlagenen Beruf, wie eine Sehnsucht nach Weib und Kind. Vergessen war all der Festtrummel und die Auszeichnungen, die man ihm hatte zuteil werden lassen.

„Ja, das hatt' i vielleicht do' tuan soll'n —“ erwiderte sie nachdenklich. „Aber er hat mi' soviel drankriegt mit seine Reden, der Domkaplan —“

Wieder schwiegen sie. Hans hielt noch immer ihre Hand in seiner Rechten. Dann strich er sich aufsteigend mit der linken Hand über die Stirn.

„Jah is's amal, wie's is!“ sagte da Fanni. „Die Diab' laßt' nit verbiat'n. A von loan' Domkaplan nit. Was z'sammen g'hört, muß z'sammen! Aber wenn grad' s' Kind nit drunter z' leiden hatt' —“ setzte sie hinzu, hob das kleine Wesen, das inzwischen wieder wach geworden war, vom Graße auf und drückte es zärtlich an sich. „Denk' lei, Hans ... a so a Halberke ... um-

adum' g'stoßen und überall im Weg ... Und is do' dei' Kind.

„Gib mir's einmal, Fanni!“ bat er und nahm behutsam das kleine Bündel in Empfang. Gerührt schaute er auf das Kind nieder. „Was er für ein kleines Naserl hat!“ bewunderte er. „Und's Wunder!“

„Gelt, herzig?“ meinte sie und schaute Hans stolz an. „Und lachen kann er aa schon. Das solltest amal seh'n! Lachen tuat er att'rat wie du!“

„Warum heißt er denn eigentlich Ferdinand?“

„Mir is nix G'schenters nit eing'fall'n. Am liebsten hatt' i'n natürlich Hans g'heissen. Aber ... du weißt schon ...“

„Ja freilich!“ nickte Hans. „Arm's Bubele!“ sagte er dann und drückte einen innigen Kuß auf das kleine Gesichtel des Kindes.

Ein lautes, kräftiges Räuspern knapp hinter den beiden. Erschrocken sprang der junge Geistliche in die Höhe. Fast hätte er das Kind fallen lassen. Fanni hatte es nur noch rasch auffangen können.

Hinter den beiden stand, als wäre er plötzlich aus dem Erdboden aufgetaucht, der Domherr von Lindenthaler. Groß, schwarz und hager stand er da und blickte zuerst Hans und dann das Mädel strafend an. Darauf wandte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, wieder ab und schritt langsam dem Ausgang des Angers zu.

Beklemmend wirkte seine Gegenwart auf die beiden jungen Menschen. Fast wie damals, drunten in der Ruine Lichtenberg.

Als der Domherr aus dem Anger verschwunden war, da war Fanni die erste, die ihre Fassung wieder gewann. Schnell kostete sie auf:

„Da geht er ja wieder. Grad' wie vor vier Jahren. Der moant wohl gar, i fürcht' mi' no' vor ihm! Aber i fürcht' mi' nit! Absolut nit! Heut' nimmer! Geh' du lei zu ihm ummi und laß dir die Leut'n lesen!“ sagte sie höhnisch zu Hans. „Mir hat der nix mehr zu sagen! Sonst red' amal i mit ihm! Nachher werden wir seh'n, wer den Kürzern zieht!“

Leise und schuldbehaftet hatte sich Hans von Fanni und dem Kinde abgewandt. Nun folgte er langsam seinem Onkel nach dem Ausgang des Angers.

Fanni sah ihm nach. Ein Gemisch von Spott und Hohn und großer Traurigkeit spiegelte sich in ihren Gesichtszügen ab.

Als Hans verschwunden war, erhob sich das junge Weib. Schwer, als ob sie ein Zentnergewicht trüge.

„Ah! 's is ja alles gleich!“ murmelte sie vor sich hin und ging mit ihrem Kinde langsam ins Haus hinein.

Drüben in der Wohnung der Frau Erlacher wartete der Domherr im Wohnzimmer auf seinen Neffen. Er brauchte nicht lange zu warten. Hans betrat kurze Zeit nach dem Onkel das Zimmer.

„Auf ein Wort, Hans!“ sagte der Domherr kurz und ging auf sein eigenes Zimmer. Klopfenden Herzens folgte ihm der junge Geistliche. Mit gesenktem Haupt stand er nun vor dem Monsignore.

„Ich verbiete dir als dein Vorgesetzter, dich mit Dirnen öffentlich zu zeigen!“ sprach der Domherr, als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte.

„Und ich verbiete dir, in diesem Ton über das Mädelchen zu reden!“ fuhr nun Hans empört auf. „Fanni ist keine Dirne!“